

Der barmherzige Samariter

Eine Neubetrachtung zu Lukas 10,25-37

Von Santiago Lange



Ist Ihnen schon einmal aufgefallen, wie oft Gott uns überrascht, indem er unsere begrenzten Vorstellungen darüber, wer er ist, erweitert? Wir haben zum Beispiel eine bestimmte theologische Auffassung oder Vorstellung von Gott, und dann kommt er sozusagen aus heiterem Himmel und macht diese Vorstellung zunichte. Jesus, das möchte ich Ihnen sagen, war darin wirklich ein Meister. Wenn ihm eine Frage gestellt wurde, war seine Antwort oft verwirrend, anstrengend, frustrierend und herausfordernd für die Fragenden. Das wird besonders in den Gleichnissen deutlich, wie wir heute in einem der bekanntesten Gleichnisse Jesu aus dem Lukasevangelium sehen werden, und zwar in Lukas 10,25-37, wo wir das Gleichnis vom barmherzigen Samariter finden. Auch wenn das Gleichnis vielen von uns bekannt ist, hoffe ich, dass wir die Botschaft der Heiligen Schrift noch besser verstehen, wenn wir sie heute wiederholen.

Wir leben in einer greifbaren, sichtbaren Welt. Die Dinge haben Form, Farbe und Dimension. Das ist für Christen eine große Herausforderung. Obwohl wir uns der Tatsache bewusst sind, dass wir von unsichtbaren Realitäten umgeben sind, fällt es uns manchmal schwer, diese zu erkennen, weil wir ständig von sichtbaren und physischen Dingen überschüttet werden. Das bedeutet, dass wir lernen müssen, die unsichtbaren Dimensionen des Lebens mit den Augen unseres Herzens zu „sehen“. Wenn wir das tun, glaube ich, dass es auch gut und weise ist, damit zu beginnen, während wir noch in der physischen Welt sind. Ich glaube, dass wir die Antwort auf die Frage, wie wir dies erreichen können, in der Heiligen Schrift finden. Die Worte Jesu in den Gleichnissen helfen uns in der Tat, in den Bereich der unsichtbaren geistigen Realitäten einzutreten. Die Gleichnisse öffnen daher eine Tür in Gottes Reich.

Diese farbenfrohen Geschichten von Jesus mit ihrer tiefen pädagogischen Bedeutung sind fest in der Heiligen Schrift verwurzelt. Die verwendete Sprache hilft uns, viel tiefer zu graben, als nur an der Oberfläche zu kratzen. Manchmal, so zeigt die Erfahrung, widersetzen sich Menschen einer direkten und herausfordernden Lehre. Gerade in solchen Situationen hat das Geschichtenerzählen gezeigt, sozusagen durch die Seitentür des menschlichen Verstandes einzutreten. Gleichnisse suchen oft nicht den Weg durch die Vordertür des Verstandes der Leser oder Zuhörer. Sie kommen von der Seite herein und überrumpeln uns manchmal. Jesus hat immer wieder auf wunderbare Weise gezeigt, wie die Sprache des Heiligen Geistes durch die Seitentür in verwirrte und sogar verbohrt Köpfe eindringen kann.

Bevor wir uns dem Hauptthema zuwenden, sind einige Hintergrundinformationen hilfreich. Wie schon an anderer Stelle gesagt, ist ein Text ohne Kontext ein Vorwand für alles, was man durchsetzen will.

Beim erstem Kommen Jesu gab es im Wesentlichen drei Orte auf der Erde, an denen Jesus wirkte und lehrte. Der erste Ort seines Wirkens war Galiläa, das wir zu Recht als seine Heimat bezeichnen können. In unserem Kontext heute würde Galiläa gut unserem eigenen Zuhause und unserer unmittelbaren Umgebung entsprechen. In diesem Sinne steht Galiläa für einen vertrauten, angenehmen und in der Regel relativ sicheren Ort. Jerusalem, der nächste Ort, an

dem Jesus wirkte, entspricht einem Ort der Krise. Es war, wie wir wissen, der Ort der Kreuzigung, das zentrale und weltbewegende Ereignis, weshalb Jesus zu uns auf die Erde kam. Der dritte Ort, Samaria, war so etwas wie ein Übergang. Es war nicht die Heimat, es war nicht das Zuhause, aber es war auch nicht das endgültige Ziel. Samaria, wenn ich dieses Bild verwenden und es noch einmal in einem eigenen Kontext darstellen darf, entspricht einer Zeit des Fortschreitens und des Übergangs, in der die Dinge nicht klar sind und in der wir keine schnellen Anweisungen oder Lösungen erhalten. In Samaria lernten die Jünger, wie Sie sich vielleicht erinnern, das Wirken des Heiligen Geistes besser zu verstehen. Hier lernten sie, wie sie beten sollten. In Samaria erhielten sie eine tiefere geistliche Führung. Gott wollte die Jünger lehren, einfach „zu sein“, zur Ruhe zu kommen und das Leben Christi und seine Lehre tief in ihren Verstand und ihr Herz eindringen zu lassen.

Die Gleichnisse Jesu lehren uns als übergreifendes Thema, in Samaria, also in einer Übergangsphase oder im „schon, aber noch nicht“ zu sein. Eigentlich befinden wir uns alle, wenn wir darüber nachdenken, in unserer ganz persönlichen Samaria-Situation. Wir sind nicht zu Hause, aber wir haben auch noch nicht unser endgültiges Ziel erreicht. In diesen herausfordernden und manchmal verwirrenden Zeiten dazwischen, suchen und wünschen wir uns oft klare Antworten, die es aber nicht immer gibt.

Wenn wir Fragen stellen, wie es der junge Rechtsgelehrte in unserer Geschichte tat, antwortet Jesus vielleicht, indem er uns mit verschiedenen Ereignissen, Situationen, Unzulänglichkeiten und Geschichten konfrontiert. Diese Zwischenstation, unser eigenes Samaria, ist für uns genauso wichtig wie für die Jünger. Wenn wir die Gleichnisse studieren, möchte ich uns daher einladen, sich vorzustellen, wie wir uns mit Jesus und den Jüngern auf dem Land in Samaria treffen und mit ihnen gehen. Auf diese Weise haben wir das Privileg, die Sprache und die Impulse des Heiligen Geistes besser zu lernen und zu verstehen.

Nach dieser kurzen Einführung wenden wir uns nun der bekannten Geschichte vom barmherzigen Samariter zu. Obwohl die biblischen Prinzipien in dieser Geschichte in gewisser Weise offensichtlich sind, ist das, was das Gleichnis von uns fordert, in der Tat äußerst radikal.

Der Kontext, in dem das Gleichnis stattfindet, ist von Spannung und Erfolgen geprägt. Jesus hatte 72 Jünger zum Dienst ausgesandt, und sie waren mit wunderbaren Berichten über Heilungen und Dämonenaustreibungen zurückgekehrt.

Wenden wir uns nun unserem Text zu und lesen wir Lukas 10,25-37.

Und siehe, da stand ein Gesetzeslehrer auf, versuchte ihn und sprach: Meister, was muss ich tun, dass ich das ewige Leben ererbe? Er aber sprach zu ihm: Was steht im Gesetz geschrieben? Was liest du? Er antwortete und sprach: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all deiner Kraft und deinem ganzen Gemüt, und deinen Nächsten wie dich selbst.“ Er aber sprach zu ihm: Du hast recht geantwortet; tu das, so wirst du leben. Er aber wollte sich selbst rechtfertigen und sprach zu Jesus: Wer ist denn mein Nächster? Da antwortete Jesus und sprach: Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem hinab nach Jericho und fiel unter die Räuber; die zogen ihn aus und schlugen ihn und machten sich davon und ließen ihn halb tot liegen. Es traf sich aber, dass ein Priester dieselbe Straße hinabzog; und als er ihn sah, ging er vorüber. Desgleichen auch ein Levit: Als er zu der Stelle kam und ihn sah, ging er vorüber. Ein Samariter aber, der auf der Reise war, kam dahin; und als er ihn sah, jammerte es ihn; und er ging zu ihm, goss Öl und Wein auf seine Wunden und verband sie ihm, hob ihn auf sein Tier und brachte ihn in eine Herberge und pflegte ihn. Am nächsten Tag zog er zwei Silbergroschen heraus, gab sie dem Wirt und sprach: Pflege ihn; und wenn du mehr

ausgibst, will ich dir's bezahlen, wenn ich wiederkomme. Wer von diesen dreien, meinst du, ist der Nächste geworden dem, der unter die Räuber gefallen war? Er sprach: Der die Barmherzigkeit an ihm tat. Da sprach Jesus zu ihm: So geh hin und tu desgleichen!

Auslöser für dieses Gleichnis war die Frage eines Unbekannten. Es handelte sich um einen Bibelforscher, einen Schriftgelehrten, der Jesus auf die Probe stellen wollte, durchaus nicht in feindlicher Absicht. Vielleicht wollte er nur wissen, ob Jesus authentisch war. Die Menschen waren damals sehr leichtgläubig, vor allem in religiösen Dingen, so dass solche Prüfungen nichts Ungewöhnliches waren. Interessanterweise wurde Jesus an allen drei Orten, an denen er wirkte, auf die Probe gestellt. In Galiläa in der Wüste, in Samaria durch den Schriftgelehrten, und in Jerusalem, wie wir wissen, am Kreuz. Wenn wir Jesus nachfolgen und in seine Fußstapfen treten wollen, ist es hilfreich, sich daran zu erinnern, dass unser Erlöser genauso geprüft wurde, wie wir es werden.

Zurück zum Gleichnis.

Diese Art von Gleichnis wird gewöhnlich als Beispielgeschichte bezeichnet. Wie bei den rabbinischen Gleichnissen haben wir es hier im Wesentlichen mit einem Gleichnis zu tun, das einen Text aus dem Alten Testament erklärt. Als Referenz können Sie sich hier 5. Mose 6,5 und 3. Mose 19,18 notieren.

In dieser Geschichte gibt es zwei Runden in der Begegnung zwischen dem Schriftgelehrten und Jesus. Beachten Sie, dass Jesus in beiden Runden am Ende die Prüfung umkehrt. Zuerst wurde er geprüft, dann wurde der Schriftgelehrte von Jesus geprüft.

Der Schriftgelehrte begann die erste Runde mit einer Frage aus seinem Fachgebiet: „Meister, was muss ich tun, dass ich das ewige Leben ererbe?“ Er bat um einen persönlichen Rat. Was antwortete Jesus? Nun, er antwortete mit einer eigenen Frage, die den Fragesteller und den Antwortgeber praktisch gleichstellte: „Was steht im Gesetz geschrieben?“, fragte Jesus. Der Experte antwortete richtig und Jesus gab ihm seine Zustimmung, indem er zu ihm sagte: „Tu das, so wirst du leben!“

Der Schriftgelehrte stellte dann eine zweite Frage: „Wer ist mein Nächster?“ Er wollte es wissen. Dies war übrigens eine alte Frage, die unter den Rabbinern häufig diskutiert wurde. Eigentlich lautete sie: War der Nächste der Nachbar, die Familie? Waren es Juden, die die Thora hielten, oder Juden, die die Thora nicht hielten? Es konnten doch nicht die verhassten Samariter sein, oder? Wenn die erste Frage des Mannes etwas mit Theologie zu tun hatte, dann hatte die zweite etwas mit Ethik zu tun. Der Mann war sehr aufgeregt. Er wollte sich rechtfertigen, also versuchte er, von sich abzulenken. Er wollte das ewige Leben, sicher, aber nur nach seiner eigenen Preisvorstellung und nur zu seinen eigenen Bedingungen. Wie weit musste er gehen? Das wollte er herausfinden. Er war sicherlich am ewigen Leben interessiert und wollte es sich verdienen, aber nur mit einem Minimum an Anstrengung.

Als Antwort erzählte Jesus eine Geschichte und stellte dann eine Frage. Wieder antwortete der Schriftgelehrte richtig, und Jesus sagte ihm: „Geh hin und mach es ebenso!“

Betrachten wir das Gleichnis etwas genauer.

Jeder, der auf den Verletzten traf, tat etwas und ging dann weiter. Die Räuber waren die Ersten am Tatort. Es war bekannt, dass es auf der Straße zwischen Jericho und Jerusalem viele Räuber gab. Das war eine Strecke von etwa 30 km. Die Straße nach Jericho führte durch eine Wüste.

Es war eine trostlose, menschenleere Strecke ohne Raststätten – 30 km zerklüftete Wildnis. Der Mann, der unter die Räuber fiel, wird nicht näher beschrieben, aber ein jüdisches Publikum würde natürlich annehmen, dass es sich um einen Juden handelte. Der Mann war offensichtlich bewusstlos. Er konnte sich nicht äußern. Die Räuber nahmen alles, was er besaß, und ließen ihn halbtot liegen.

Der Priester war der Zweite, der am Ort des Geschehens erschien. Er gehörte zur Oberschicht und ritt mit ziemlicher Sicherheit auf einem Esel. Im Nahen Osten würde niemand von Rang und Namen eine 30 km lange Reise durch die Wüste. Der Priester war der Zweite, der am Ort des Geschehens erschien. Er gehörte zur Oberschicht und ritt mit ziemlicher Sicherheit auf einem Esel. Im Nahen Osten würde sich niemand von Rang und Namen einen 30 km langen Weg durch die Wüste zu Fuß zurücklegen. Wir müssen davon ausgehen, dass dieser Mann das Gleiche hätte tun können wie der Samariter, aber er war ein Gefangener seines eigenen gesetzlich-theologischen Systems. Eine Verständigung mit dem halbtoten Mann war nicht möglich, und die Kleidung, die ihn hätte identifizieren können, fehlte, weil sie von den Räubern gestohlen worden war. Aus der Sicht des Priesters konnte das Opfer nach allem, was er wusste, kein Jude sein. Und wenn er tot war, würde die Berührung seines Leichnams den Priester nach den Gesetzen des Alten Testaments verunreinigen. So entschied sich der Priester nach einer kurzen gedanklichen Überprüfung der theologischen Regeln, nichts zu tun und stattdessen auf der anderen Straßenseite vorbeizugehen.

Vielleicht wusste der nachfolgende Levit, dass ein Priester vor ihm unterwegs war. Die alte Römerstraße war gut markiert, und die Sicht gut. Im Gegensatz zum Priester war der Levit aber nicht an Vorschriften gebunden, weshalb er sich dem Mann näherte. Vielleicht hatte der Levit auch Angst, ausgeraubt oder verunreinigt zu werden. Es ist aber auch möglich, dass er, als er an dem Verletzten vorbeikam, einfach dem Beispiel des ranghöheren Priesters vor ihm folgte und seinen Weg fortsetzte.

Wenn wir ehrlich sind, neigen auch wir oft dazu, das nachzuahmen, was wir andere Menschen tun sehen. Sowohl der Priester als auch der ihm nachahmende Levit gingen an dem Verletzten vorbei.

Doch nun kommen wir zu dem Samariter. Der Samariter durchbrach dieses Muster. Nach dem Erscheinen des Priesters und des Leviten in der Geschichte erwarteten die Zuhörer Jesu wahrscheinlich, dass als Nächstes ein gewöhnlicher Jude zum Schauplatz kommen würde. Es ist wichtig zu wissen, dass die Juden die verhassten Samariter wirklich verachteten. Sie hassten diese „Mischlinge“ (wie die Juden sie nannten) noch mehr als die Ungläubigen. Die Samariter lehnten den Tempel in Jerusalem ab, und die Juden hielten ihre Theologie für verfälscht. Das böse Blut zwischen Juden und Samaritern ist in alten Schriften gut dokumentiert.

In einer jüdischen Quelle, die im Zusammenhang mit dem Gleichnis sehr aufschlussreich ist, Sanhedrin 57a, lesen wir Folgendes:

„Für die Beziehungen zwischen Juden und Samaritern (und Nichtjuden) gelten andere Regeln als für die Beziehungen zwischen Juden. Ein Jude unterliegt nicht der Todesstrafe, wenn er einen Samariter tötet, und kann einem Samariter den Lohn vorenthalten.“

Abodah Zarah 5.4 fügt hinzu, dass „von den Samaritern Zinsen verlangt werden können, weil sie überhaupt nicht als Mitmenschen gelten.“

Nach Sebi'it 8.10 „pfliegte Rabbi Eliezer zu sagen: Wer das Brot der Samariter isst, ist wie einer, der Schweinefleisch isst.“

Diese Zitate stammen aus einigen der zahlreichen außerbiblischen historischen Dokumente, die die ziemlich ätzende Haltung vieler Juden gegenüber den Samaritern vor allem im ersten Jahrhundert widerspiegeln. Natürlich gab es auch erwähnenswerte Ausnahmen.

Sie denken vielleicht, dass Jesus, der das negative Bild der Juden von den Samaritern kannte, vielleicht lieber eine Geschichte von einem edlen Juden hätte erzählen können, der einem verhassten Samariter hilft. Eine solche Geschichte, obwohl sie in sich radikal ist, wäre vielleicht leichter aufgenommen worden. Aber so ist es nicht. Jesus überrascht uns hier schon wieder. Der Samariter, so lesen wir, war derjenige, der „Mitleid“ hatte. Seine Reaktion auf den Verletzten war tief, aufrichtig und warmherzig. Der Priester ging an dem Mann auf der anderen Straßenseite vorbei, der Levit näherte sich ihm, bevor er seinen Weg fortsetzte, aber der Samariter, dieser Mann, der einer verhassten Gruppe angehörte, war der Einzige, der wirklich anhielt, um ihm zu helfen. Vergessen wir nicht, dass der Samariter leicht zur Zielscheibe derselben Räuber hätte werden können, die vielleicht einen Priester oder Leviten respektiert hätten, aber sicher nicht einen verrufenen Samariter.

Der Samariter hat durch sein Handeln die Situation für den Verletzten zum Guten gewendet. Mit ein wenig Überlegung hätte der Levit dem Mann zumindest Erste Hilfe leisten können, was die erste Handlung des Samariters war. Der Priester hätte den Verletzten auf seinem Esel in Sicherheit bringen können, was nur der Samariter tat. Die Räuber nahmen das Geld ihres Opfers und ließen es halbtot liegen; sie hatten nicht die geringste Absicht, zurückzukehren, um ihm zu helfen. Es war ihnen völlig gleichgültig, ob ihr Opfer starb oder nicht. So etwas wie das Recht auf Leben und Unversehrtheit kümmerte sie nicht. Stattdessen half der Samariter dem Verletzten, übernahm alle anfallenden Kosten und ließ den Mann versorgt zurück, sogar mit dem Versprechen, wiederzukommen und bei Bedarf mehr zu zahlen. Ein solches Versprechen war damals rechtsverbindlich mit allen schwerwiegenden Folgen, wenn man es nicht einhielt.

Der Samariter reinigte die Wunden und milderte die Schmerzen des Mannes zunächst mit Öl, desinfizierte sie dann mit Wein und verband sie schließlich. Wie gesagt, hätte der Levit Erste Hilfe leisten können, tat es aber nicht. Ich denke, man könnte das Bild als prophetischen Hinweis auf das Leben Jesu verstehen. Die hier verwendete Sprache erinnert an Hosea 6. Vielleicht gibt es einen Zusammenhang, aber das ist nicht sicher.

Öl und Wein waren nicht nur übliche Mittel der Ersten Hilfe, sondern auch Opfergaben bei den Zeremonien im Tempel. Das „Ausgießen“ dieser Opfergaben war ein Akt der Gottesverehrung. Der Priester und der Levit waren die religiösen Fachleute und Führer und kannten die vorgeschriebene Tempelliturgie sehr gut. Sie waren des, die Öl und Wein auf den Hochaltar vor Gott ausgossen. Aber ausgerechnet der verhasste Samariter, nicht der Priester, goss die wahre, gottgefällige Opfergabe aus.

Der Samariter, der das Herz eines Dieners zeigte, hob den Mann auf seinen Esel und brachte ihn zur Herberge. Der Priester hätte sein Tier benutzen können, um den Mann in Sicherheit zu bringen, aber er tat es nicht. Der Samariter nahm die Gestalt eines Dieners an und führte den Esel zur Herberge (wahrscheinlich war die Herberge in Jericho, denn mitten in der Wüste gab es keine Herbergen). Da der Samariter identifiziert werden konnte, bestand das Risiko, von der Familie des Verletzten gefunden zu werden. Diese hätte auf den Gedanken kommen können, dass er als verhasster Samariter irgendwie an dem Vorfall schuld sein könnte, um sich an ihm zu rächen. Der Samariter wusste, dass er sich in Lebensgefahr brachte, zögerte aber nicht, dem hilflosen, halbtoten Mann zu helfen.

Schließlich hat der Samariter durch sein Handeln die durch die Tat der Räuber verursachte schlimme Situation des Überfallenen zum Guten gewendet. Sie hatten den Mann ausgeraubt; der Samariter hatte für ihn bezahlt. Die Räuber ließen es zu, ihn sterben zu lassen; der Samariter ließ ihn in der Obhut des Gastwirtes zurück, damit er sich für ihn sorgen würde. Die Räuber ließen ihn im Stich; der Samariter versprach, wiederzukommen.

Der Verletzte hatte kein Geld. Die Gastwirte des ersten Jahrhunderts hatten einen ziemlich schlechten Ruf. Weil der Verwundete die Rechnung nicht bezahlen konnte, wäre er mit Sicherheit als Schuldner inhaftiert worden. Hätte also der Samariter nicht versprochen, die letzte Rechnung des Verletzten zu bezahlen, wäre dieser, gelinde gesagt, in großen Schwierigkeiten gewesen. Der Samariter hatte keine Hoffnung, sein Geld jemals zurückzubekommen. Ein Jude, der mit einem Juden zu tun hatte, hätte sein Geld zurückbekommen können, aber der Samariter konnte keine Gegenleistung für seine lebensrettende Tat erwarten.

Oberflächlich betrachtet stellt das Gleichnis vom barmherzigen Samariter drei große Lebensphilosophien dar. Die Philosophie des Räubers lautete: „Was du hast, gehört mir, und ich werde es mir nehmen.“ Der Priester und der Levit hatten die Philosophie: „Was mein ist, ist mein, und ich werde es behalten.“ Die Philosophie des Samariters war: „Was mein ist, ist auch dein, und ich werde es mit dir teilen.“

Diese Lektion ist an sich schon einer ernsthaften Überlegung wert, aber bei dieser Gelegenheit möchte ich noch einige weitere Dinge ansprechen.

Wie, so können wir nun fragen, können wir diese Geschichte auf unser Leben heute anwenden? Nun, mir fallen sofort zwei Bereiche ein. Der eine ist offensichtlich, der andere eher nicht. Mir ist klar, dass dieses Gleichnis schon in vielerlei Hinsicht ausgelegt worden ist und dass die Diskussionen darüber in einer Reihe von interpretatorischen und fachlichen Punkten nicht unumstritten sind. Ich erhebe daher nicht den Anspruch, das ultimative Verständnis zu haben. Es gibt zum Beispiel diejenigen, die darauf bestehen, dass alle Gleichnisse Jesu nur einen Hauptpunkt haben. Andere Gelehrte sind der Meinung, dass dieser Ansatz zu restriktiv ist und dass ein Gleichnis mehr als einen Hauptpunkt haben kann. Mit dieser Freiheit und in dem Glauben, dass Gott sein Wort tatsächlich dynamisch gebrauchen kann, um uns auf vielfältige Weise zu erreichen, hoffe ich, dass mein Austausch mit Ihnen in gewisser Weise neue Einsichten eröffnet oder zumindest nahelegt, wie der Heilige Geist dieses Geschichte lebendig macht und sie für uns auf eine sehr persönliche und innere Weise auslegt.

Erstens glaube ich, dass dieser Abschnitt insgesamt eine wichtige Aussage über das „Gerechsein vor Gott“ macht. Der Schriftgelehrte des Alten Testaments versuchte, sich selbst zu rechtfertigen. Was ist dabei herausgekommen? Das war seine Frage. Was musste er tun, um sich ein gutes Ansehen zu erwerben, um das Heil zu verdienen? Mit der bildhaften Sprache des Heiligen Geistes weist Jesus auf diese Unmöglichkeit hin. Das Heil kommt durch einen unerwarteten Akt der Liebe, außerhalb unserer eigenen Verdienste. So kam auch das Heil im physischen Sinne zu dem verletzten Mann – in Form einer unerwarteten und kostspieligen Liebestat von einem völlig unerwarteten Mitwirkenden.

Die Geschichte vom barmherzigen Samariter sagt viel über unseren Erlöser aus. Symbolisch haben die Kirchenväter der frühen Jahrhunderte den barmherzigen Samariter immer wieder mit Jesus identifiziert. Ohne auf die Vor- und Nachteile eines solchen Ansatzes eingehen zu

wollen, war die sinnbildliche Auslegung für die meisten frühchristlichen Theologen die bevorzugte und übliche Interpretation, von einigen bedeutenden Ausnahmen abgesehen. Doch müssen wir uns davor hüten, Passagen bis zur Unkenntlichkeit zu vergeistigen, was leicht möglich ist, wie es Origenes und Augustinus gelegentlich taten. Mit diesem Vorbehalt denke ich, dass das Bild von Jesus als dem barmherzigen Samariter gar nicht so abwegig ist. Der Samariter erschien plötzlich und unerwartet, und obwohl er ein abgelehnter Außenseiter war (wie Jesus selbst von vielen abgelehnt wurde), handelte er, um zu retten. Die traditionellen Führer des Volkes im Gleichnis versagten, aber Gott sandte einen Boten, den Sohn selbst, der kam, um die Wunden der Leidenden (und wir sind alle Leidende) in einer kostspieligen Demonstration unerwarteter und unverdienter Liebe zu verbinden.

Dieser Akt der Nächstenliebe hätte den Samariter in unserem Gleichnis durchaus das Leben kosten können. Er war Angehöriger einer sehr verhassten Minderheit. Man hätte annehmen können, dass er es war, der den Mann verletzt hatte. Oder die Räuber hätten ihm am Morgen auflauern können. Und doch traf er, wie Jesus, die Entscheidung, zu retten, koste es, was es wolle.

In diesem Gleichnis finden wir ein wunderbares Bild des Evangeliums. Das Gleichnis ist nicht in erster Linie ein theologisches Lehrgleichnis. Es geht nicht wirklich um die Lehre. Es ist in vor allem eine Geschichte des Mitgefühls und der Liebe. Sie spiegelt in gewisser Weise Ihre und meine Geschichte wider. Auch wir waren alle „tot in unseren Übertretungen und Sünden“ (Eph 2,1) und lagen am Wegesrand. Die Sünde hatte uns des Lebens beraubt und uns ohne Hoffnung zurückgelassen. Denn niemand hätte uns helfen können, selbst wenn er es gewollt hätte. Aber unerwartet und unverdient kam Christus uns zu Hilfe. Er sah nicht gerade wie ein Erlöser aus, aber er hat unsere geistlichen Wunden gereinigt und sein Blut am Kreuz vergossen, um uns zu reinigen und zu heilen. Wir wurden mit dem Heiligen Geist gesalbt und versiegelt. Jesus brachte uns an einen Ort, an den wir selbst nicht gelangen konnten. Er hat für uns bezahlt und uns in die Obhut des Vaters übergeben. Wir taten nichts. Er tat alles.

Was können wir tun, um das ewige Leben zu erben? Jesu Antwort ist eindeutig: „Nichts!“ Er ist derjenige, der alles tun muss. In dieser kraftvollen Geschichte und in der Sprache des Heiligen Geistes erkennen wir die Erzählung von der Erlösung und der erstaunlichen Liebe Gottes. Dieses Gleichnis zeigt uns, was Christus für uns getan hat. Und es sagt uns, wie sehr unser himmlischer Vater jedes einzelne seiner Kinder liebt und sich um sie sorgt.

Zweitens gibt uns dieses Gleichnis eine eindrucksvolle Vorstellung davon, wer unser Nächster ist. Auch wenn wir uns das Heil oder ein gutes Ansehen vor Gott nicht durch unsere Werke verdienen können, sind wir doch herausgefordert, in Übereinstimmung mit Gottes offenbarem Charakter und gemäß unserer Berufung als Nachfolger Jesu zu leben. Die Frage: „Wer ist mein Nächster?“ wird umformuliert zu: „Wem soll ich zum Nächsten werden?“ Natürlich jedem, der in Not ist, auch dem Feind, lautet die Antwort. Das ist nicht einfach! Ein „Nächster“ ist derjenige, der einem nahesteht, derjenige, dem man begegnet, derjenige, der in Not ist, Freund oder Feind. Im Gleichnis vom barmherzigen Samariter hat Jesus den Nächsten nicht streng akademisch definiert. Er hat beschrieben, wie der Nächste zu sein hat und was er zu tun hat. Es ging ihm um Taten, nicht um bloße intellektuelle Definitionen. Es ging ihm nicht einfach um Kopfwissen, sondern um Herzensgüte.

Mit der Nächstenliebe sind viele Schwierigkeiten verbunden. Die Frage „Wer ist mein Nächster?“ wirft weitere Fragen auf. Können wir zum Beispiel gestört werden? Ein Problem bei der Nächstenliebe ist, dass wir scheinbar immer beschäftigt sind, immer irgendwohin gehen oder

etwas tun müssen. Der Priester und der Levit wollten ihr Ziel erreichen und ließen sich nicht davon abhalten. Der Samariter dagegen war bereit, sich stören zu lassen, sich unterbrechen zu lassen. In unserer modernen westlichen Gesellschaft lassen wir uns nicht gerne aufhalten.

Wenn wir an der Seite von Jesus durch Samaria gehen, lernen wir die Fähigkeit, Unterbrechungen als Teil von Gottes Plan für unser Leben zu sehen. Wenn wir Menschen nicht sehen können, während wir auf der Straße gehen, verpassen wir vielleicht einfach, was Gott in uns und durch uns tun will. Er will durch uns auf kostspielige Weise lieben, so wie der Samariter geliebt hat und so wie er uns durch das Opfer seines eigenen Sohnes geliebt hat.

Das Gleichnis sollte uns sicherlich dazu anregen, uns zu fragen, ob wir Mitleid empfinden. Wir können sehr leicht in dieselbe Falle tappen wie der Priester und der Levit. Wir wissen vielleicht, wie man die richtigen religiösen Dinge tut, aber wir sind gefangen in unserem theologischen System oder in unseren religiösen Vorstellungen und Vorurteilen. Die Wirklichkeit dessen, wer wir in Christus sind, kann leicht von anderen, weniger wichtigen und zweitrangigen Dingen überschattet werden. Wir können an all den wohlmeinenden Zusammenkünften teilnehmen, all die guten Taten vollbringen und unsere Kinder dazu bringen, dasselbe zu tun, aber wir sind nie wirklich innerlich betroffen. Wir mögen gut ausgebildet sein in Religion, Recht, Selbstrechenfertigkeit und im Umgang mit Menschen, die anders sind als wir, aber wir sind vielleicht nicht richtig erzogen worden, um Mitgefühl zu empfinden und angemessen zu reagieren.

Gewalt ist in unserer heutigen Zeit zu einer so grundlegenden Form der Befreiung geworden. Wir sehen sie jeden Tag im Fernsehen, wir sehen sie im Kino. Gewalt ist Teil der Fantasiewelt und der Fiktion. Wenn wir also die Wirklichkeit sehen, sind wir nicht leicht zu bewegen, weil unsere Herzen verhärtet sind. Jesus war real, Jesus war keine Fiktion, Jesus war keine Fantasie, und Jesus weinte. Der barmherzige Samariter war vom Mitleid ergriffen. Manchmal brauchen auch wir eine ehrliche Selbstprüfung.

Sind wir bereit, den Preis dafür zu zahlen, ein barmherziger Samariter zu sein? Die Heilige Schrift macht deutlich, dass die Nachfolge Jesu etwas kostet. Einen nahen Menschen zu lieben, einen Nächsten zu lieben, kann uns Zeit, Geld oder Kraft kosten, vielleicht alle drei. Und doch ist Christus unser Vorbild. Uns zu lieben hat ihn das Leben gekostet. Frage: Welche Opfer sind wir bereit zu bringen, wenn Gott durch uns auf andere zugeht?

Liebe Freunde, Gott ist nicht so sehr daran interessiert, dass wir hinausgehen und etwas Bestimmtes tun oder irgendein Ritual durchführen. Er will auch nicht, dass wir alle Probleme der Menschheit lösen, das können wir gar nicht. Was er will, ist, dass wir innerlich die richtige Art von Menschen sind – Menschen, die sich stören und aufhalten lassen, die mitfühlend sind, die bereit sind zu leiden und Opfer zu bringen, wenn es wirklich und ernsthaft notwendig ist. In der Tat sollte unser wirtschaftliches Vermögen, unser Engagement im Dienst und andere Aktivitäten, die Werte des Mitgefühls und der Fürsorge für die geistig und körperlich Verlorenen dieser Welt widerspiegeln.

Es gibt drei wesentliche Lektionen, die uns das Gleichnis vermitteln will.

1. Das Beispiel des Priesters und des Leviten lehrt uns, dass der religiöse Status oder legale Ausreden und Begründungen keine Entschuldigung für mangelnde Liebe sind.
2. Aus dem Beispiel des Samariters können wir lernen, dass wir ungeachtet der religiösen und ethnischen Barrieren, die Menschen trennen, Mitgefühl mit denen zeigen sollen, die in Not sind.
3. Vom Mann im Schützengraben lernen wir, dass selbst der Feind der Nächste ist.

Tony Campolo, ein christlicher Dozent und Buchautor, erzählt eine schöne Geschichte aus seiner Zeit auf Hawaii. Hungrig und unfähig zu schlafen, beschloss er, um drei Uhr morgens einen Donut zu essen. In der örtlichen, schäbigen Cafeteria saßen einige Prostituierte an einem Tisch. Ein von ihnen, Agnes, erzählte den anderen, dass sie am nächsten Tag 39 Jahre alt werde und noch nie eine für sie organisierte Geburtstagsfeier erlebt habe. Nachdem die Frauen gegangen waren, wandte sich Tony an den Besitzer des Cafés und fragte ihn, ob er Interesse daran hätte, am nächsten Abend eine Geburtstagsfeier für Agnes zu organisieren. Tony bot an, Luftballons, Luftschlangen und einen Kuchen zu besorgen. Der Besitzer willigte schnell ein, bestand aber darauf, den Kuchen zu kaufen. Die Party sprach sich schnell unter den Gästen, den Prostituierten, Obdachlosen und Ausgestoßenen des Viertels herum. Am nächsten Abend war jeder Platz besetzt. Gegen halb vier morgens kam Agnes herein. Sie war sprachlos, als sie sah, was da vor sich ging. Als es Zeit war, den Kuchen anzuschneiden, fragte sie, ob sie ihn mit nach Hause nehmen dürfe, um ihn ihrer Mutter zu zeigen, bevor sie ihn anschneiden würde. Als sie ging, wusste niemand so recht, was man jetzt tun sollte. Es war peinlich, eine Spannung lag in der Luft. Tony wusste sich nicht anders zu helfen und schlug allen vor, zu beten. Der Besitzer sah ihn an und sagte: „Ich wusste es! Ich wusste, dass du ein Prediger oder Pfarrer oder so etwas sein musst. In was für eine Kirche gehst du?“ Tony antwortete: „Ich gehe in eine Kirche, die um halb vier morgens Geburtstagspartys für Prostituierte veranstaltet!“ „Nein, tust du nicht“, sagte der Besitzer, „denn, wenn es so eine Kirche gäbe, wäre ich dort.“

Was für Zeugen sind wir?

Jeden Tag sind wir in Samaria unterwegs, weder zu Hause noch am Ziel. Während wir diesen Weg gehen, den Weg des Lebens, wird es Gelegenheiten geben, die Geschichte des barmherzigen Samariters zu wiederholen und so die Liebe und Gnade unseres himmlischen Vaters zu bezeugen. Da wir Augen haben, um über das Offensichtliche hinauszuschauen, wird Jesus unseren Horizont und unsere theologischen Grenzen erweitern.

Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter stellt uns vor eine eindringliche Frage. Die Geschichte beginnt mit der Frage des Schriftgelehrten an Jesus: „Wer ist mein Nächster?“, aber das Gleichnis endet mit einer weiteren, sehr wichtigen Frage: „Willst du ein Nächster sein?“ Das ist dieselbe Frage, vor der wir alle heute stehen, jeden Tag unseres physischen Lebens konfrontiert sind. Wir alle sind aufgerufen, in die Fußstapfen des barmherzigen Samariters zu treten. Sagen wir also Ja und folgen wir der sanften Ermahnung unseres Herrn: „Geht hin und seid barmherzige Samariter und tut, wie er getan hat.“ □